



Joseph Delmont

20 Jahre Großtier-Fang

Wanderfahrten in allen Erdteilen

Von

Joseph Delmont

Berlin

Schlieffen-Verlag

W. 35 Kurfürstenstraße 48

1931

Alle Rechte, auch das der Uebersetzung vorbehalten.
 Copyright by Schlieffen-Berlag, Berlin 1930.

Doppelbild und Schutzumschlag nach einer auf Grund von Original-
 Aufnahmen Joseph Delmonts von Wilhelm Kuhnert (†)
 gefertigten Zeichnung, die übrigen Bilder nach Aufnahmen in freier
 Wildbahn, geliefert vom Scherl-Bilderdienst. Einband-Entwurf von
 Horst von Müllendorff.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	7
I. Aus der Werkstatt eines Abenteurers	11
II. Die Sprache der Tiere	37
III. Sind wilde Tiere gefährlich?	49
IV. Tierjagd und Tigerfang	61
V. Panther	93
VI. Nebelparder	105
VII. Gepard	111
VIII. Seltsame Begebenheiten im Reiche erotischer Tiere und das Geistesleben der Kreatur	119
IX. Der Hornfrosch „Stannia“ und die Termiten	129
X. Seltsames über Frösche	133
XI. Kröte und weiße Ameisen	137
XII. Das Adoptivkind	145
XIII. Das Chamäleon	153
XIV. Eine ungewöhnliche Freundschaft	159
XV. Das Lamm zerreißt den Wolf	161
XVI. Kamillentrauer	169
XVII. Die Yang-Utan-Witwe	175
XVIII. Die Tophakmamaid	187
XIX. Fledermäuse	193

500000
 1930
 1931
 1932
 1933
 1934
 1935
 1936
 1937
 1938
 1939
 1940
 1941
 1942
 1943
 1944
 1945
 1946
 1947
 1948
 1949
 1950
 1951
 1952
 1953
 1954
 1955
 1956
 1957
 1958
 1959
 1960
 1961
 1962
 1963
 1964
 1965
 1966
 1967
 1968
 1969
 1970
 1971
 1972
 1973
 1974
 1975
 1976
 1977
 1978
 1979
 1980
 1981
 1982
 1983
 1984
 1985
 1986
 1987
 1988
 1989
 1990
 1991
 1992
 1993
 1994
 1995
 1996
 1997
 1998
 1999
 2000
 2001
 2002
 2003
 2004
 2005
 2006
 2007
 2008
 2009
 2010
 2011
 2012
 2013
 2014
 2015
 2016
 2017
 2018
 2019
 2020
 2021
 2022
 2023
 2024
 2025

	Seite
XX. Dackhäuterfang	199
Milpferde	203
Nashorn	217
Elefanten	236
Tapire	263
XXI. Die gefährlichsten Tiere in Dschungel, Urwald und Steppe	271
XXII. Seltene Tiere (Okapi, Gorilla und Schuppennashorn) .	287
XXIII. Tiere der Wildnis als Ärzte	293
Die kranke Löwin	310
Dr. Orang-Utan	317
Schlusswort	335

Vorwort.

Dieses Werk gibt einen Ausschnitt aus meinen Wanderjahren. Es enthält nur Selbsterlebtes, Selbstgesehenes, Selbsterlaushtes. Als ich noch sehr jung an Jahren, ein Knabe, zum ersten Mal die tropischen Länder sah, empfand ich den Mangel an Vorbildung. In den zwei Jahren, in denen ich die Volksschule in der Wiener Vorstadt „Brigittenau“ besuchte, hatte ich notdürftig lesen, schreiben und rechnen gelernt. Geographie, oder wie sie heute genannt wird, Erdkunde, stand nicht im Lehrplan der untersten Volksschulklassen Wiens in den siebziger Jahren. Auch von Naturgeschichte hatte ich nur das in mir aufgenommen, was ich bei meinen Herumstrolchereien im Wiener Wald mit eigenen Augen gesehen und beobachtet hatte. Als ich später mit der Truppe als Volksgymnastikerlehrling alle fünf Erdteile bereiste, blieben für Naturbetrachtung nur die Fahrten von Stadt zu Stadt, von Erdteil zu Erdteil. Da ich auch damals außer meiner Berufsfreude nur Dummheiten im Kopfe hatte, kam es mir niemals in den Sinn, Naturstudien zu treiben. Wohl hatte ich Freude an prächtigen Bauten, schönen Gemälden, aber es war niemand da, der mir den Weg wies, die Schönheiten in Natur und Kunst zu bewundern.

Literatur war mir ein unbekannter Begriff und wahllos las ich, bis zum vierzehnten Lebensjahr, die Schmöker der Jungens: Jehnpennigromane und Indianerbüchel.

Erst der Anblick des Urwaldes, der Dschungel und der Steppe ließ ein Ahnen in mir aufsteigen, welche wundervolle Gebilde der Schöpfung es gibt, und nun machte sich der Mangel an Schulbildung häufig arg bemerkbar. Und wiederum kam mir dieser Mangel bei meinen Beobachtungen in der Natur gewissermaßen sehr zu statten.

Oftmals, in späteren Jahren, wenn ich die Werke großer Forscher, Zoologen, Botaniker und sonstiger gelehrter Weltreisender studierte, machte ich die Entdeckung, daß gerade die akademisch Gebildeten sich niemals ganz von dem Erlernten und Schulwissen freimachen konnten, in ihren Beobachtungen davon beeinflusst waren.

Da ich mit keinerlei Wissenschaft belastet war, so sah ich die lebenden und toten Dinge mit anderen Augen an und war gezwungen, rein naturhaft zu erkennen.

Mensch, Tier und Pflanze der exotischen Länder, der Tropen und arktischen Zonen unterscheiden sich gewaltig von ihresgleichen in den gemäßigten Länderstrichen. Dort, wo das Tier mit dem Menschen, mit der sogenannten Kultur, in engere Berührung kommt, hat es viel von seiner Natürlichkeit verloren. In den Urwäldern, Steppen, Dschungeln, Savannen, Eismeerern und ewigen Schneeregionen der Polarzonen leben die Tiere noch vielfach unangefochten, werden wenig gestört und behalten so ihre Eigenart bei.

Auf meinen Wanderfahrten durch die unwirtlichsten Gegenden, die oft noch keines Weißen, ja manchmal — wegen der Fieberdünste und anderer Gefahren — überhaupt keines Menschen Fuß betreten hatte, war es mir in den Jahrzehnten meiner Fangtouren gegönnt, die Kreatur beobachten und Vorkommnisse sehen und hören zu können, die den Forschern ewig ein Geheimnis blieben und bleiben werden.

Wie schon erwähnt, haben keinerlei Lehrer oder wissenschaftliche Werke mich beeinflusst; weder Zoologie noch Biologie waren mir durch Schrifttum bekannt, selbst mußte ich alles erleben, erlernen.

Mein Meister, der mich nach Indien nahm, hatte viele Fragen beantwortet und ich bedauerte es sehr, als er nach eineinhalb Jahren durch den Tod abberufen wurde und mich in der Wildnis allein ließ. Fortan war ich gezwungen, mir allein den Weg zum Wissen zu bahnen und erst jetzt nahm ich die Werke großer Männer zur Hilfe. Trotz aller Bücherweisheit beobachtete ich klaren Auges alles um mich her und ließ mich durch das Gelesene in den seltensten Fällen irreleiten.

Einigemal war ich gezwungen, Jäger auf meinen Expeditionen mitzunehmen. Ich haßte Nimrode, die nur reinem Blutdurst zuliebe edles Wild töteten; diese Schützen waren mir stets ein Greuel. Nur aus Notwehr oder um meine Leute, mich und die gefangene Fauna zu verpflegen, schoß ich Tiere. Ein einziges Mal erlegte ich einen Tiger vom Anstand, um den sogenannten Sportsleuten zu beweisen, daß auch ich diese Heldentat zu vollbringen imstande war und um ihrem ewigen Spott zu entgehen.

Eine Abenteurernatur war ich seit frühester Kindheit und ein Abenteuerer bin ich geblieben, trotzdem ich sesshaft wurde.

Wie ich Abenteuerer wurde und wie es in der Werkstatt eines solchen aussieht, soll das nächste Kapitel darlegen.

An einer Längsseite des Käfigs ist eine Schiebetür. Dieser Käfig wurde in den Schacht versenkt, der neben der Fallgrube angebracht war.

Nach einer Woche hatte der starke Bulle sich etwas beruhigt, die Hungerkur hatte ihn auch mürbe gemacht.

Nun war es an der Zeit, ihn in den Käfig zu locken.

Mit langen Stöcken wurde die Erde von der Seite, hinter der der Käfig stand, entfernt. Diese Arbeit nahm fast zehn Stunden in Anspruch.

An der der Tür entgegengesetzten Seite hatte ich einen hohen Stapel Grünfutter im Käfig aufgetürmt, Lederbissen für Herrn Hippo.

Die Sandreste waren von der Käfigseite entfernt, die Schiebetüre wurde hochgezogen.

Es dauerte geraume Zeit, bis der Bulle sich entschloß, das Gefängnis zu betreten.

Stundenlang wurde er mit den langen Stöcken in der Grube umhergejagt, oftmals blieb er vor dem Käfigeingang stehen, schnaubte gewaltig zu dem Futter hinüber. Ich stieß mit der Stange etwas von dem Grün nach vorne. Der Hunger siegte, mit einem Satz sauste der Widerspenstige in den Holzkasten. Hinter ihm schlug die Falltüre herab.

Einen Käfig, der allein 500 Kilogramm wiegt, der einen Insassen im Gewicht von 2500 Kilogramm birgt, ohne motorische, ja oft ohne tierische Zugkräfte aus einem drei Meter tiefen Sandloch eine schräge Bahn hinaufzuziehen, ist keine kleine Arbeit, jedoch welcher ungeheuren Kraftaufwandes es bedarf, diese Gesamtlast meilenweit durch unwegsames Gebiet bis zum Wasserweg zu transportieren, davon macht sich der Unbeteiligte keinen Begriff.

Erst, wenn man den Koloß, in Ketten und Gurten schwingend, im Schiffsbauch verschwinden sieht, atmen Fänger und Transporteure auf.

Außer dem großen Bullen, der die Reise nach dem Chicagoer Zoo antreten mußte, fing ich noch drei Jungtiere, von denen eines unterwegs einging.

Dies in Kürze der Fang des Hippopotamus, gemeinlich Nil- oder Flußpferd, auch Wasserschwein genannt.

b)

Nashorn.

Benigen Menschen dürfte es bekannt sein, daß in grauen Vorzeiten das Nashorn, das Rhinoceros, auch in Europa vorkam. Oftmals wurden in Europa Überreste dieser gewaltigen Dickhäuter gefunden, sogar in deutscher Erde. Die elementaren Umwälzungen vor vielen Jahrtausenden haben dieses sonderbare Tier, das ebensowenig wie der Elefant in die jetzt noch existierende Fauna einzureihen ist, in tropische Länder verlegt.

Unzählige Geschichten existieren über das Nashorn, man kann aber gut die Hälfte oder noch mehr davon ins Reich der Fabel verweisen.

Am meisten fabulieren die Jäger und nichts ist unverlässlicher, als auf diese Berichte Tatsachen aufzubauen.

Ich bin in Afrika, Asien und auf den Inseln Java, Sumatra und Malakka häufig Nimroden begegnet, die alle voneinander abweichende Erzählungen über das Rhinoceros gaben.

Ein klares Bild über diesen Dickhäuter kann man sich nur dann machen, wenn man ihn jahrelang beobachten durfte.

Einige Male genoß ich das zweifelhafte Vergnügen, Nashornjäger zu Gesellschaftern zu haben. Es war immerhin interessant für mich, zu sehen, wie die Dickhäuter getötet werden.

Nicht ein einziges Mal bemerkte ich, daß ein Tier auf den ersten Schuß fiel. Es bedurfte immer zweier oder mehrerer Geschosse, bevor das Rhino zu Tode getroffen ward.

Vielfach habe ich mitansehen müssen, wie das Weidwunde, oft in die Lunge getroffene Wild wie rasend davon stürmte. Erst nach tagelangem Suchen fand man das tote oder noch leidende Tier. Nicht immer entdeckten die Nimrode oder deren Schwarze den Flüchtling, trotz der leicht erkennbaren Spuren, und wer weiß, wie weit das kranke Rhino durch Wälder, Dornestrüpp und Flüsse gerauscht, geschwommen ist, bevor es verendete, elend umkam.

Ein beredtes Beispiel, wie schrecklich der Tod solch schlecht getroffener Tiere oftmals ist, führte mir ein Zufall vor Augen.

Ich war mit meinen Leuten unterwegs, als das Getöse der Nasgeier, Knurren von vierbeinigen Steppenräubern seitwärts unseres Weges mich aufmerksam werden ließ. Ein Schwarzer, den ich ausgesandt hatte, der Sache nachzugehen, kam bald erregt zurück und bat mich, rasch mit ihm zu kommen.

In einigen Minuten war ich an Ort und Stelle und es bot sich mir ein grauenhafter Anblick.

Im strohtrockenen Grase lag ein kolossaler Büffel und schlug mit den Hufen um sich. Er wehrte sich gegen zwei große Schabrackenhänen, die Stücke Fleisch aus seiner Seite gerissen hatten und wieder auf den Todwunden losgingen. Auch einige Stelzvögel hüpfen herum und hatten ihre scharfen Schnabelspitzen in des Büffels gräßliche Wunden.

Ein Schuß verscheuchte die Räuber und der Himmel verdunkelte sich fast von der in die Luft aufschwirrenden Schar der Nasgeier.

Den rasend um sich schlagenden Büffel umging ich, setzte ihm das Gewehr an die Stirnmitte und machte seinen Leiden ein Ende.

Bei der Untersuchung des Toten ergab sich, daß er eine Kugel ins Rückgrat erhalten hatte. Da die Wirbel nicht gebrochen, nur abgeschält waren, war es dem Angeschossenen noch möglich gewesen, zu flüchten. Tagelang muß das arme Tier gelitten haben, bis es zusammengebrochen ist. Die Hänen und das andere Nasvolf hatten nicht die Geduld, auf den Tod des Opfers eines schlechten

Schützen zu warten, und begannen den Wehrlosen bei lebendigem Leibe aufzufressen.

Eine Woche später begegnete ich den tapferen Nimroden und aus ihren Erzählungen konnte ich errechnen, daß der arme Büffelbulle vor sechs Tagen „erlegt“ wurde.

Solche Tragödien spielen sich häufig in der Wildnis ab.

Die Schützen mit den eisernen Nerven und der zielsicheren Hand sind selten. Auch der beste Schütze wird oftmals beim Anblick des Wildes vom Jagd- oder Büchsenfieber befallen und dann sind Auge und Hand nicht mehr zu beherrschen. Daher auch die vielen Fehlschüsse guter Jäger. Es ist unbedingt erforderlich, daß der Jäger sich auf jedes seiner Gewehre einschießt, bevor er damit auf Jagd geht.

Das Nashorn ist im angeschossenen Zustand ein äußerst gefährliches Wild und manch ein Jäger mußte seine Unsicherheit im Zielen, die Nervosität mit dem Leben bezahlen.

Einmal angeschossen, auch an vitaler Stelle getroffen, bedeutet noch lange nicht den Tod dieses zähen Dickhäuters.

Oftmals, sofort nach dem ersten Schuß, hat der Getroffene den Schützen erspäht und dann stürmt er mit gesenktem Schädel auf ihn zu. Wehe, wenn der zweite Büchsenlauf versagt oder Fluchtgelegenheit nicht vorhanden ist! Dann ist es um den ungeschickten Jäger geschehen. Sein Tod ist gewiß. Er wird aufs Horn genommen, in die Luft geschleudert, um dann von den Hufen zu Mus getreten zu werden.

Man erzählte mir auch, daß ausgehungerte Hänen lebende Rhinocerosse anfallen, sich am Bauch der Tiere festbeißen und ihre Angriffe solange wiederholen, bis das Rhino durch Heraustreten der Gedärme zu Fall gebracht worden ist. Da mir ein derartiger Fall niemals selbst vor Augen kam, ist es mir nicht möglich, ihn zu bestätigen, aber bei der ungeheuren Gefräßigkeit der Häne ist es ihr schon zuzutrauen, daß sie derartiger Verbrechen fähig wäre.

Zweifelhaft nur ist mir, ob ein Rhino bei einem solchen Überfall sich nicht energisch wehren würde.

Steht ein Nashorn das Gesicht dem Jäger zugewendet, so verdecken die Hörner die Stirnmitte und gerade die ist das beste Ziel. Um die Kugel ins Gehirn zu jagen, das sehr klein ist, muß man genau die Mitte der Stirne treffen. Jeder Fehltreffer gefährdet des Jägers Leben, denn der Pulverdampf zeigt dem Rhino, woher der Schuß gekommen ist.

Einem angreifenden Rhino, auf das ich gar nicht geschossen hatte, das aber meine Anwesenheit plötzlich entdeckte, jagte ich aus zehn Meter Entfernung eine Kugel ins Nasenloch, als es, einem Busch ausweichend, den Kopf hob. Es flog mit solcher Gewalt zurück, als wäre es von einem Felsblock getroffen worden, war aber noch nicht tot. Nur einen Augenblick — der mir Zeit genug ließ, einen Mimosenbaum mit meinen Schwarzen zu erklimmen — dauerte die Betäubung des Nashorns. Ich wußte bestimmt, daß meine Kugel durch das große Nasenloch ins Gehirn gewandert war und daß es nur Sekunden dauern konnte, bis der Tod eintrat. Doch wie unterschätzt man die Zähigkeit eines solchen Urweltriesen.

Mit einem Satz war das Tier auf und seine kleinen Augen blinzelten zornfunkelnd zu dem Baumstamm unter uns herüber. Ich weiß nicht, ob es uns entdeckt hatte, aber mit voller Tonnenwucht raste es gegen den Stamm, wir flogen, mit Ausnahme eines kleinen Schwarzen, der sich wie ein Affe festklammerte, aus der Baumkrone ins Gras.

Ich landete direkt mit der rechten Kopf- und Schulterseite am Boden. Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke, daß mein Leben nun zu Ende sei. Glücklicherweise war der Angriff auf den Baumstamm des Nashorns letzte Tat. Es lag, keine zwei Meter davon entfernt, tot vor mir.

Ich hatte mir keinen Schaden getan und muß dem Bericht des kleinen Niggers, der auf dem Baum geblieben war, Glauben

schenken. Er erzählte unter heftigen, ausladenden Armbewegungen und mit rollenden Augen, daß der Master — damit meinte er mich — mit dem Kopf auf des gestürzten Nashorns Leib gefallen und von dort ins Gras geglitten sei.

Ein paar Tage hatte ich einen argen Brummschädel, einen steifen Nacken und meine rechte Schulter schmerzte und spielte in allen Farben.

Unberechenbar sind des Nashorns Launen, wenn es einen wahren oder vermeintlichen Feind gesichtet hat. Einmal imitiert es ein Karussell und prescht in der Windrichtung davon, dann wieder rast es mit unglaublicher Geschwindigkeit auf den Gegner los.

Den schlechtesten Ruf genießen die Rhinos im Kilimandjaro-distrikt. Zurückzuführen dürfte dies auf die Beunruhigung sein, die ihnen die Schwarzen der dortigen Gegend bereiten.

Doch immer, wenn mir solche Berichte zu Ohren kamen, wartete ich vergebens darauf, eben diese Gerüchte auf ihre Wahrheit zu prüfen.

Wie viele Tiere der Steppe, verträgt auch das Rhino mitunter eine Anzahl gutgezielter Schüsse, ohne zu fallen.

Berichten, daß die Nashörner trotz Magen-, Lungen- und Nackenwulstschuß nicht stürzten, schenkte ich vorerst keinen Glauben, hatte aber bald darauf Gelegenheit, mich von der Zähigkeit mancher Rhinos zu überzeugen.

Madding, ein alter und zielsicherer Afrikaner, der viele Löwen, Elefanten und anderes Steppengetier geschossen, legte in meiner Gegenwart auf eine Nashornkuh an. Ich sah sofort, daß die Kieflin im Nacken an der richtigen Stelle getroffen war. Als die Angeschossene sich einige Male im Kreise gedreht hatte und mit der Breitseite nur einen Augenblick uns zugewendet stand, jagte ihr Madding eine Kugel in den Magen. Auch jetzt fiel das Tier noch nicht, sondern raste, nachdem es den Feind endlich entdeckt hatte, auf ihn zu. Eine dritte Kugel traf die Angreiferin hinter der

linken Schulter und mußte in die Lunge eingedrungen sein. Doch auch jetzt stürmte die Kuh noch einige Meter weiter und brach erst dann zusammen.

Da das Fleisch für die Schwarzen bestimmt war, wurde das Rhino sofort aufgemacht. Jetzt konnte ich mich überzeugen, daß jede Kugel vitale Stellen erreicht hatte; man hätte annehmen müssen, daß jeder einzelne Schuß tödlich gewesen wäre.

Zu den Kämpfen dieser leicht reizbaren Dickhäuter möchte ich bemerken, daß nicht nur die Bullen, sondern auch die Kühe arge Käufer sind, aber noch interessanter ist, daß ich auch beobachtet habe, daß Kuh und Bulle aufeinander losgehen und nicht immer das Männchen, sondern auch häufig das Weibchen der Angreifer ist.

Es gibt sehr streitbare Jungfrauen unter den Nashörnern.

Über große Teile Afrikas ist das Nashorn verbreitet. Es ist vollkommen irrig, es in mehrere Arten einzuteilen. In Wirklichkeit gibt es in dem dunklen Erdteil nur zwei Arten:

Das Doppelnashorn und das Stumpfnashorn.

Doch auch hier ist schwer festzustellen, ob nicht die in weit auseinanderliegenden Gegenden hausenden einstmals derselben Art entstammten. Durch die verschiedenen Lebensbedingungen hat sich das Äußere der Tiere im Anpassungsvermögen an die veränderte Umgebung und Lebensweise zwangsläufig verändert.

Anders ist es bei den asiatischen Rhinos. Der Unterschied zwischen den auf dem Festlande und den auf den Inseln lebenden Nashörnern fällt schon durch ihre stark ins Auge springenden äußeren Merkmale und Größenverhältnisse auf. Der Unterschied zwischen den afrikanischen und asiatischen Tieren ist in der Hornzahl und vielen Aeußerlichkeiten ersichtlich; die Inselnashörner fallen durch Farbe und Größenunterschiede stark auf.

Kein Forscher früherer Jahrzehnte erwähnt das in den unzugänglichen Bergen und Fiebersümpfen Südjavas lebende Schuppenrhino. Erst in den letzten Jahren drangen Berichte über

dieses fast sagenhafte Tier in die Öffentlichkeit. Seine Existenz wurde stets bezweifelt, als aber zwei Exemplare von mutigen Jägern erlegt wurden, war man gezwungen, die starre Ablehnung fallen zu lassen.

Da die Gegend, in der das Schuppenrhino lebt, fast unerreichbar ist, ist es erklärlich, daß man von dem sonderbaren Tier so wenig vernommen hat.

Schon im Jahre 1900 berichtete mir ein Holländer von dem Vorkommen des Schuppennashorns. Dieser Globetrotter rüstete bereits 1894 eine Expedition aus, um eines dieser Tiere zu erlegen. Mit hundert Eingeborenen zog er aus, kehrte schwerkrank nach Monaten zurück, nachdem mehr als die Hälfte seiner Leute elend am Fieber zugrunde gegangen war, zweiunddreißig desertierten und von den Übriggebliebenen nur drei vom Fieber nicht gepackt wurden.

Dschungel, Sümpfe und undurchdringliche Wälder waren die Hindernisse, an denen das Unternehmen scheiterte.

Das erste Schuppenrhino wurde 1921, das zweite 1924 geschossen. Beide von amerikanischen Sportsleuten. Alle Zweifel verstummten durch die als Trophäe mitgebrachte Haut des zweiten Tieres. Die Jäger, die das erste Schuppennashorn erlegten, waren durch ihre und ihrer Begleiter Krankheit derart geschwächt, daß sie seine Haut unterwegs liegen lassen mußten.

Mit den modernen Hilfsmitteln des Verkehrs, bestimmt mit Wasserflugzeugen, wird es möglich sein, auf einem der in den Sümpfen vorkommenden großen Seen zu landen und so, durch Vermeidung der langen Märsche durch die am stärksten vom Fieber verseuchten Gegenden, rascher in die Nähe des Schuppenrhinos zu gelangen, es zu studieren und zu erlegen. Es müssen selbstverständlich mehrere Hydropläne zu gleicher Zeit den Flug unternehmen, um genügend Menschenmaterial, Lebens- und Hilfsmittel zur Stelle zu bringen.

Ob in den nächsten Jahrzehnten ein lebendes Schuppennashorn gefangen werden kann, bezweifle ich, da die Transportschwierigkeiten als unüberwindlich gelten können.

Das afrikanische Doppelnashorn ist ein gewaltiges Tier. Es erreicht eine Länge, von der Nase zur Schwanzspitze, bis zu vier Meter und sein Gewicht beträgt 2500 Kilogramm.

Osborn schoß einst eines dieser Tiere, dessen Länge vier Meter und zweiunddreißig Zentimeter bei einem Gewicht von 2630 Kilogramm betrug.

Ich will die Größenangabe des kühnen Engländers nicht bezweifeln, jedoch rätselhaft ist mir, wie er das Gewicht auf das Kilogramm feststellen konnte. Da Osborn die Höhe auf über zwei Meter angibt, sind meine Zweifel an seinem Bericht gerechtfertigt, denn niemals habe ich von einem höheren Maß als einem Meter und siebenzig Zentimeter gehört. Meist erreicht dieser Tiere Höhe nur einhundertundsechzig Zentimeter.

Es ist natürlich Empfindungsache, das Nashorn häßlich oder abschaulich zu nennen. Wer, wie ich, so häufig Gelegenheit hatte, es genau zu studieren, findet die Schönheiten dieses Kolosses bald heraus.

Imposant wirken die beiden Hörner, die direkt auf der Haut der Nase, hintereinander, nur durch einen kleinen Zwischenraum getrennt, in die Luft ragen und eine Länge von 50 bis 90 Zentimeter erreichen. Jedoch nicht nur auf dem Kopf hat das Rhino hornartige Gebilde. Man findet bei älteren Tieren kleinere und größere Hörner — bis zu zehn Zentimeter Länge — über den Kopf, Nacken, Rücken und auch an den Beinen verteilt; diese Auswüchse sind niemals spitz, sondern stumpf und fein abgeschliffen.

Bei den jungen Rhinos sind die Hörner ganz gerade. Während des Wachstums scheuern sich die Tiere an Baumrinden und Steinen und dadurch erst erhalten die Hörner die Biegung nach oben.

Nach der Länge der Hörner die Arten einzuteilen, ist falsch. Ich habe Rhinos beobachtet, bei denen die beiden Hörner gleich lang



Eingang zum Elefantentraal

waren, wieder andere, wo das untere Horn länger war als das obere (dies ist meist der Fall), oftmals aber sah ich auch, daß das obere Horn etwas länger war als das untere. Welche Gründe dafür ausschlaggebend sind, ist schwer zu sagen, unzweifelhaft machen Spiel- und Scheuertrieb es möglich, daß eines der Hörner verkümmert. Auch, daß das Rhino, wenn es angreift, mit dem Horn den Boden aufreißend vorwärts stürmt, hat auf Größe und Form der Hörner Einfluß. Am besten kann man diese Dinge bei der Spezies „Keitloa Rhinos“ wahrnehmen.

Die unglaublichsten Geschichten kursieren über das Temperament der Nashörner, doch auch hier verallgemeinert man bedauerlicherweise und die Berichte Unverantwortlicher geraten in Zeitungen und Bücher und werden für bare Münze genommen.

Schuld an den unkontrollierbaren Vorkommnissen, die vielfach eine Fälschung der Naturgeschichte bedeuten, tragen meist sensationslüsterne Zeitschriften, denen es gleichgültig ist, ob solche Berichte Wahrheit, Übertreibung oder Jägerlatein sind.

Das Rhinozeros ist kein Herdentier wie der Elefant. Es lebt meist einzeln, selten kann man Trupps beobachten. Manchmal sieht man Pärchen in inniger Freundschaft beisammen.

Um bei dem Temperament des Nashorns zu bleiben, ist vor allem zu sagen, daß diese Tiere trotz ihrer Plumpheit äußerst beweglich sind. Sie rennen mit einer Geschwindigkeit, die man bei ihrer Körperbeschaffenheit niemals vermuten möchte. Der schnellste Läufer vermag mit ihnen nicht Schritt zu halten.

Unvergeßlich bleibt jedem der Anblick eines angreifenden Rhinozerosses.

Den gewaltigen Schädel gesenkt, mit dem Horn den Boden aufreißend, rast es auf seinen O-Beinen vorwärts, alles zertrampelnd, niederrennend, was im Wege steht.

Wehe demjenigen, der nicht auszuweichen vermag.

Nashörner sind verträglich, jedoch habe ich viele Male Gelegenheit gehabt, Kämpfe zwischen Rhinos zu beobachten. Sie gehen meist unblutig aus oder es fließt nur wenig Blut. Die Haut ist ungeheuer dick, elastisch und sehr widerstandsfähig.

Drollig ist es, solch einer Rauferei zweier Bullen oder Kühe zuzusehen. Wie laute Schnarstöne klingt ihr Brummen, dann quäken sie, grunzen und zuweilen kann man hohe Quietschtöne und ein starkes Brüllen, wie von einem Löwen kommend, vernehmen. Den Kopf halten die Kämpfer tief gesenkt und dies hat seinen besonderen Grund:

Die einzige leicht verwundbare Stelle ist am Halse. Dort ist die Haut weich und dünn. Diese Stelle gilt es zu schützen, denn dringt dort des Gegners Horn ein, so kann die Wunde den Tod bringen.

Die mächtigen, kloßigen Schädel zu Boden gesenkt, rasen die Kolosse aufeinander los. Ein Krachen und Knacken hört man, glaubt, sie hätten sich die Knochen zersplittert, doch nichts dergleichen geschieht.

Manchmal bringen sich die Wüteriche doch auch gräßliche Wunden am Körper bei.

Ich fand einst ein Weibchen, dessen Kampf ich beobachtet hatte und das infolge einer argen Verletzung zusammenbrach, und sah eine Wunde von fast siebenzig Zentimeter Länge an der linken Bauchseite des Leibes.

Die Gegnerin hatte der durch einen Stoß zu Boden Gestürzten das Horn vor dem Schenkel in den Leib gestoßen; es war mehr als zwanzig Zentimeter tief eingedrungen und hatte den Bauch bis zur Mitte aufgerissen.

Diese Verwundungen sind aber selten, da die Haut durch ihre Elastizität zu widerstandsfähig und durch ihre abgesetzten Falten sehr verschiebbar ist.

Eine ungewöhnliche Ausdauer besitzen raufende Nashörner.

Ich verfolgte einmal einen Kampf, der sich über sechs Stunden hinzog. Trotz der unendlichen Dauer und der Hartnäckigkeit des Duelles wiesen beide Bullen nur geringfügige Hautrisse auf.

Erwiesen ist, daß kämpfende Rhinos oftmals einander die Ohren abbeißen. Zweimal kamen mir Nashörner mit verstümmelten Ohren zu Gesicht. Eines davon fing ich und konnte nun genau feststellen, daß zwei Drittel des einen Ohrs abgebissen waren.

Jäger berichten von Kämpfen zwischen Nashörnern und Elefanten. Trotzdem ich oftmals Begegnungen zwischen diesen beiden Tierriesen beimohnte, habe ich immer nur gesehen, daß sie von einander wenig oder gar keine Notiz nahmen.

Einmal sah ich, wie zwei Rhinos im hohen Grase an einer weidenden Elefantenherde, unter der sich mehrere junge Bullen befanden, vorbeitrotteten, und obwohl die Elefanten aufmerksam den Bewegungen der Nashörner folgten, geschah nichts.

Sollte es dennoch vorkommen, daß Nashorn und Elefant in Kampf geraten, so kann meiner Meinung nach nur das Rhino der Angreifer sein.

Nashörner sind ungemein leicht reizbare Tiere. Über die geringfügigste Kleinigkeit geraten sie in Raserei und dann sind sie äußerst gefährlich. Weicht man nicht rechtzeitig aus, ist der Tod unvermeidlich.

Ungewöhnliche Erscheinungen regen diese Tiere auf. Ihr Augenlicht ist schlecht entwickelt und auch ihr Geruchssinn ist lange nicht so stark ausgeprägt, wie dies oftmals behauptet wird, dafür besitzen sie aber im wachen Zustand ein außerordentlich feines Gehör. Sie sind sehr wachsam, heben bei dem geringsten ungewöhnten Laut den Kopf und verharren, die großen fast querliegenden Nasenlöcher aufblähend, unbeweglich, um zu erforschen, woher das Geräusch kommt; erst dann beginnen die Geruchsnerven zu arbeiten.

Im Winde stehend, wittern sie rasch Gefahren und besonders den Menschen von weitem.

Ihre Beschützer, die stets vor Gefahren warnen, sind die großen Madenhacker. Diese Vögel, die ihre Nahrung in den Ritzen und Sprüngen der Haut des Nashorns finden, sind aufmerksame Wächter und verraten den anschleichenden Feind mit lautem Gekreisch. Sie verlassen dann ihrer Gastgeber Rücken, flattern, unausgesetzt Warnungsschreie ausstoßend, über dem Rhino im Kreise, lassen sich von Zeit zu Zeit auf des Nashorns Kopf nieder, warnen mit starken Schnabelhieben, erheben sich dann wieder und zeigen die Richtung an, in der die Dickhäuter zu fliehen haben.

Jäger fluchen diesen Vögeln, die ihnen häufig das schon sichere Wild vergrämen. Auch mir haben sie oft Ärger bereitet und das sicher auf die Falle zulaufende Tier von seinem Weg abgelenkt. Die Klugheit und Treue dieser Vögel ihren Gastgebern gegenüber ist bewundernswürdig.

Das hohe Gras verbirgt den Nimrod, reicht ihm manchmal über das Haupt und gibt ihm gute Deckung, wenn er, gebückt gehend oder kriechend, das Wild anschleicht. Der Wind steht gut, das Rhinoceros ahnt nichts von dem nahenden Feind, da auch ihm das Gras den Ausblick verwehrt. Dafür aber sind die Madenhacker umso wachsammer. Von Zeit zu Zeit erheben sich einige von dem mit fetten Insekten gedeckten Speisetisch, dem Rücken des Nashorns, fliegen im Kreise um die bewegten Halme, die ihren Verdacht erregt haben. Sie entdecken den Jäger und seinen Büchsenträger, bald erfüllt ihr häßliches Kreischen die Luft, das Rhino wird aufmerksam, windet, äugt und folgt eilig seinen Warnern in den schützenden Busch.

Der Schlaf des Rhinoceroses ist sehr tief und das laute Schnarchen verrät sein Lager. Dann sind auch oft die Madenhacker nicht in der Lage, den Schläfer zu erwecken. Ihr lautes Geschrei verhallt ungehört. Sie tauchen vielmals auf den Schläfer nieder, aber auch die heftigsten Schnabelhiebe vermögen den Schlummer des Rhinos nicht zu unterbrechen.

Geradezu überlautes Schnarchen brachte mich einmal in eines Nashorns unmittelbare Nähe. Das gewaltige Tier, ein Weibchen, lag im Schatten eines einsam stehenden Zwergbaumes und der Vögel Warnungsrufe hatten meine Aufmerksamkeit erregt.

Vorsichtig schlich ich näher, wußte bald, von welchem Tier das wenig melodische Konzert herrührte.

Zehn Schritte vor mir lag die Dame, als ich aus dem Busch trat. Hinter ihrem Rücken näherte ich mich, das Gewehr schußbereit. Sie intonierte einen der modernen Musik ähnelnden Forttrott. Über meinem Kopf schwirrten die Madenhacker und begleiteten mit schrillen Sazophontönen Frau Rhinos Tonstück.

Zwei meiner Leute mit Reservebüchsen waren mir gefolgt. Ein kohlschwarzer Kerl, der mit schlafenden Nashörnern sehr vertraut schien, trat die Schlummernde kräftig auf die Hinterbacke, ohne daß die Riesin erwachte.

Da ich niemals Tiere schoß, wenn nicht zwingende Notwendigkeit an mich herantrat, so schenkte ich der Schläferin das Leben, da es ausgeschlossen ist, ein ausgewachsenes Rhinoceros auf freier Steppe zu fangen.

Das Stumpfnashorn, welches in Südafrika vorkommt, hat wegen seines riesigen Kopfes — der fast ein Drittel der Körperlänge ausmacht — ein ganz groteskes Aussehen.

Dieses Tier erreicht eine Länge bis zu fünf Meter. Es ist viel wachsammer als seine nördlicher lebenden Artgenossen, weidet nur im freien Gelände und ist schon dadurch gezwungen, auf der Hut zu sein. Es soll noch bössartiger sein, als seine Vettern, doch habe ich persönlich nichts davon gemerkt, obwohl ich oftmals Gelegenheit hatte, das Tier zu beobachten.

Leider ist es mir trotz unsäglicher Mühe und großer Zeitverschwendung selten gelungen, ein ausgewachsenes Tier zu fangen.

Eine säugende Mutter abzuschießen, um das Junge in die Hände zu bekommen, war gegen meine Prinzipien.

x/dell
folien
neu

byna geht nicht

Es ist eine irrige Annahme, daß das Rhinoceros nur in der Ebene vorkommt. In über 3000 Meter Höhe habe ich diese Tiere gesehen und ein ausgewachsenes Exemplar dort gefangen.

Trotzdem das Nashorn die dickste Haut aller Dickhäuter besitzt, hat es viel unter mancherlei Quälgeistern zu leiden. Die Haut wird an vielen Stellen rissig und dort nisten allerhand Parasiten und fressen sich tief in die Haut hinein. Um sich dieser unsaubereren Gäste zu entledigen, duldet das Rhino die Madenhacker, doch genügen die Vögel nicht und deshalb sucht das gepeinigte Tier häufig Lümpel auf, wälzt sich im Schlamm, um die Hautrißen zu verstopfen, damit die darin sitzenden ungebetenen Gäste umkommen und neuen der Eingang verwehrt wird.

Sumpfnähe ist ein beliebter Aufenthalt für das Nashorn. Den Tag verschlafen die Tiere meist im Schatten und die Nacht wird zu Exkursionen nach Futter und Wasser ausgenützt. Sie sind ausgezeichnete und ausdauernde Schwimmer.

Aufgeschreckt, wird das Nashorn leicht aus der Ruhe gebracht. Während andere Tiere die Flucht antreten oder sich zu verbergen wissen, begeht das Rhino häufig Dummheiten, die man sonst bei wildlebenden Tieren niemals wahrnimmt.

Irrig ist der Berichterstatter Ansicht, wenn sie vermelden, daß das Rhino stets angreift.

Nach meinen langjährigen Beobachtungen ist es mir klar geworden, daß der vermeintliche Angriff nichts weiter ist, als ein Fluchtversuch. So seltsam es scheinen mag, aber fast immer habe ich festgestellt, daß das Rhino windwärts die Flucht ergreift.

Da der Jäger immer von dieser Richtung das Wild anzupirschen versucht, so entstand die falsche Auffassung von der steten Angriffslust der Nashörner.

Nach meinen Wahrnehmungen entsteht die Kampfeslust erst in dem Augenblick, wenn auf dem Fluchtweg sich Ungewöhnliches dem Rhino entgegenstellt oder im Wege ist.

Oftmals sah ich, daß das aufgeschreckte oder angeschossene Tier in eiligster Flucht davonpreschte. Es weicht eher einem Kampf aus, als daß es ihn aufnimmt.

Selbstverständlich gibt es auch Fälle, wo das Nashorn den Menschen, den Jäger erkennt und dann heißt es, entweder du oder ich.

In eine besonders gefährliche Lage brachte mich einmal ein schiefwütiger Nimrod. Ein Belgier, namens Pirqueur. Dieser Mann hatte schon eine Anzahl Rhinos erlegt, verstand sich auf ihre Gewohnheiten, während ich damals von diesen Tieren wenig wußte.

Das Benehmen angeschossener Nashörner zu generalisieren, ist verfehlt. Im Ernstfalle muß man auf Überraschungen gefaßt sein.

Pirqueur schoß einem Bullen eine Kugel zu hoch in den Nackenwulst. Das durch Schmerz und Schreck rasend gemachte Tier drehte sich ein Duzendmal im Kreise und da seine Nase, als es mit dem Karussell zu Ende war, in meine Richtung zeigte, — ich stand zwischen Zwergdornbüschen — preschte es auf mich zu. Ich hatte noch gerade Zeit genug, als der Koloß mit tief herabgesenktem Kopf an mir vorbeisaupte, auszuweichen. Mit dem Horn wühlte er den Boden auf, riß Wurzeln und Steine aus der Erde. Trotzdem hatte mich das Tier erspäht und jetzt begann ein neckisches Spiel. Der Bulle jagte mich im Kreise umher. Mehrere Male konnte ich knapp hinter Stämmen verschwinden, aber immer wieder machte er kehrt und entdeckte mich sofort. Es wäre um mich geschehen gewesen, wenn Pirqueur nicht mit einem zweiten Schuß den Wütenden zu Fall gebracht hätte. Erst eine dritte Kugel endete das Leben des Riesen.

Von diesem Tage an hatte ich vor den Rhinos gewaltigen Respekt bekommen. Ich war bange, daß es sich unter diesen Raufbolden herumsprach, welche Zwecke ich verfolgte, und daß sie sämtliche Nashörner der Steppe davon verständigen würden.

Alles Ungewohnte erregt die Aufmerksamkeit oder den Zorn des Rhinos.

So sah ich einmal, daß ein vom Blitz und Sturm zerschmetterter Baum ein Rhino in Wut brachte. Das Tier trat aus dem Busch und stand vielleicht zwanzig Meter von der Baumruine entfernt. Der seltsame Anblick ließ es stuken. Plötzlich prustete es los, stieß ein Brüllen aus, senkte den Kopf und raste auf den schwarzen Stamm zu.

Der Baum war nicht der Klügere. Er gab nicht nach, und erst nachdem es seinen Angriff achtmal wiederholt hatte, ließ das Nashorn von dem Stamm ab.

Der Anprall war jedesmal gewaltig und ich glaubte schon, das Rhino hätte sich den Schädel eingerannt und würde zusammenbrechen, aber als seine Wut abgekühlt war, trottete es weiter und schon nach fünfzig Schritten begann es, von einem Mimosenbaum die Blätter abzufressen.

Der Fang des Rhinoceroses ist etwas leichter als der Fang von Nilpferden und Elefanten.

Nashörner wandern wenig; nur wenn die Trockenheit eintritt, sie die Suche nach Wasser wegtreibt, verlassen sie die gewohnten Weideplätze.

Das ausgewachsene Rhino ist am besten durch die Fallgrube zu fangen. Es gibt auch eine Fangart durch ausgespannte Netze, doch ist diese Methode nicht ganz zuverlässig und sehr riskant. Nur ein einziges Mal gelang es mir, ein Inselnashorn mit dem Netz zu fangen. Ich verlor dabei zwei Leute. Dies verleidete mir diese Fangmethode.

Als erstes gilt es, den Wechsel vom Futterplatz zum Wasser ausfindig zu machen.

Das hält nicht schwer.

Nashörner treten einen Weg aus, den sie immer wieder benutzen. Die ungeheure Schwere ihres Körpers preßt alles in den Boden.

Ein ausgetretener Nashornpfad könnte ausgezeichnet als Radfahrweg dienen. Vielfach, und dies habe ich oftmals gesehen, begehen die Rhinos die von den Elefanten gebahnten Wege.

Auf diesem Pfad liegen häufig kleine Richtungen. Diese Plätze wählte ich stets zum Anlegen der Gruben.

Es ist eigenartig, daß, obwohl diese Tiere nicht in Herden leben, immer mehrere denselben Pfad benutzen. Wieder habe ich bemerkt, daß oftmals ein Pfad nur von ein und demselben Nashorn begangen wurde; höchstens, daß noch das Weibchen mitliefe oder eine Mutter mit ihrem Kind den Weg gebrauchte.

Vorausschicken möchte ich, bevor ich mich mit dem Fang beschäftige, daß es mir viel leichter gelang, indische und besonders Inselnashörner zu fangen, als die afrikanischen.

Dies liegt hauptsächlich an dem Unterschied der Pflanzenwelt, in der die Tiere in den beiden Erdteilen ihr Leben verbringen.

In Asien, besonders aber auf den Inseln, haufen die Rhinos an üppigen Urwaldbrändern. Selten entfernen sie sich weit vom Wald, da sie dort Schutz vor der Sonne und auch vor Verfolgungen haben. Sie sind Nachttiere, die die heißesten Stunden des Tages verschlafen.

Frühmorgens trotteten sie an die Wasserstelle, um ihren gewaltigen Durst zu stillen, vielleicht auch ein Schlammbad zu nehmen, und dann begeben sie sich zur Ruhe.

Auch auf den Inseln treten die Rhinos ihre Pfade aus, jedoch ist wenig Verlaß darauf, daß sie immer den gleichen Weg nehmen.

Das erste Rhinoceros fing ich auf Java.

Ich beobachtete ein Weibchen durch mehrere Nächte, als ich mich auf Affenfang befand, und erkundete, daß es jeden Morgen einen bestimmten Lümpel aufsuche, um dort erst den Durst zu stillen und sich dann im Schlamm zu wälzen.

Das Tier kam einen Weg von fünfhundert Metern aus dem Osten, um nach dem Bad einen kurzen Pfad von nur hundert Metern nach dem nahen Wald einzuschlagen.

Ich war nicht auf Nashornfang eingerichtet, wollte mir aber diese günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Auf dem kurzen Heimweg des Dickhäuters, unweit des Waldrandes, wurde die Fanggrube, in glühender Tageshitze, aufgeworfen und mit Gestrüpp verdeckt. Wenig Hoffnung hatte ich, daß das Tier in das Erdloch laufen werde.

Ich wollte auch hier den Trick benutzen, den ich beim Nilpferdfang anwandte. Kurz bevor es an die Falle kam, beschloß ich einen Schuß abzufeuern, um das durch den Knall erschreckte Tier anzuspornen.

Meiner Eingeborenen spöttische Mienen übersah ich, war aber doch in Angst, daß mir der Fang mißlingen könnte.

Die Nacht verbrachte ich auf meinem Hochsitz und wartete auf den Morgen. Das Jagdfieber und die Malaria schüttelten mich, als Frau Rhino, etwas später als sonst, in der Ferne auftauchte.

Noch während des Marsches zum Lümpel machte sie oftmals halt, um noch einige saftige Bissen zu sich zu nehmen.

Laut klang ihr Schlürfen zu mir herauf, als sie sich den Leib mit Wasser füllte.

Aller Gewohnheit entgegen nahm sie kein Bad. Wahrscheinlich, weil der Tag schon weit vorgeschritten war und sie den schützenden Wald rasch erreichen wollte. Oder warnte sie ein uns fremder Sinn vor der Gefahr?

Plump schritt das Tier den gewohnten Pfad dahin.

In mir war alles in Erregung.

Jetzt kam es darauf an.

Auf dem richtigen Weg befand sich das Rhino. Es schien mir, als ob es vorsichtiger als sonst war und langsamer ging.

Nur noch zehn Meter trennten es von der Grube.

Langsam hob ich das Gewehr.

Da, was war das? Jetzt stuzte das Tier, stand still. Es hatte das „Neue“ auf seinem Weg erblickt.

Nun hieß es rasch handeln, bevor es der Falle auswich und umkehrte. Es mußte Verdacht geschöpft, die fremdartige grüne Decke und die kurzen Sträucher auf seinem sonst geebneten ausgetretenen Pfad bemerkt haben.

Ich schoß rasch hintereinander die zwei Läufe leer, das Nashorn raste erschreckt nach vorne und landete in der Falle.

Wie beim Nilpferd, ist es beim Rhinoceros schwierig, das Tier aus der Grube zu schaffen, außerdem ist das Nashorn viel wilder, toller und ungebärdiger. Es dauert ungemein lange, bis es sich beruhigt.

Wolle zwei Wochen ließ ich die Gefangene in der Falle, gab ihr wenig Futter und noch weniger Wasser, um sie gefügiger zu machen und damit sie sich an den Anblick der Menschen gewöhne. Dann erst ließ ich an der einen Seite der Grube einen Schacht ausheben, placierte dahinein den äußerst stark gezimmerten Käfig, die Schiebetüre der Grube zugewendet.

Drei Tage dauerte es, bis das Rhino in den Käfig ging. Auch hier siegte der Hunger. Wie groß der Durst gewesen sein mußte, bezeugte der Umstand, daß es mehr als zwanzig Eimer Wasser aussoff.

Ein Duzend Jebus mußte seine ganze Kraft aufwenden, um den Käfig die schräge Bahn hinaufzuziehen; sechs Wochen dauerte der Transport zur Küste.

Elf Nashörner habe ich während meiner Fangfahrten in die Fallgrube gelockt, eines im Netz gefangen. Drei kamen um, neun wanderten in die Tiergärten und Menagerien der fünf Erdteile.

Nicht immer ging der Fang so glatt vonstatten, als es mit dem ersten Rhino der Fall war. Viel heitere, aber auch ernste Abenteuer gab es zu überstehen und mehrere Menschen verloren dabei ihr Leben.